

A map of Germany with numerous red dots indicating musical centers. The dots are distributed across the country, with a higher concentration in the central and southern regions. The dots are labeled with city names. The map is divided into three horizontal sections: a top section showing the northern part of Germany, a middle section with a dark grey background containing the title and text, and a bottom section showing the southern part of Germany.

Musiklanddämmerung?

Deutschland ist reich, reich an Kultur, an Orchestern, Chören und Opernhäusern. Doch wir sind dabei, den Reichtum unserer musikalischen Kultur zu verspielen. Aber: Was steht da eigentlich auf dem Spiel? Ein Appell von Holger Noltze.



Während sich die Staatsopern in München und Dresden im Licht öffentlichkeitswirksamer Kultursubventionen sonnen dürfen, kämpfen kleinere Häuser in West und Ost mit Sparzwängen, die nicht selten im Überlebenskampf gipfeln. Das Theater Hagen wurde erst vor Kurzem vom Deutschen Kulturrat auf die Rote Liste Kultur gesetzt. In Rudolstadt, einer der kleinsten Bühnen des Landes, setzt man auf die Kooperation mit dem Theater Nordhausen, um eine Bespielung in den Sparten Musiktheater, Ballett und Schauspiel zu gewährleisten.

Nicht lange ist es her, da kam es in Bonn zu einer Demonstration, in der vor allem Bürger, die in Sportvereinen engagiert sind, gegen eine ihrer Meinung nach zu Unrecht bevorzugte „Prestigekultur“ protestierten. Dazu zählen besonders die klassische Musik und der Aufwand, der für sie getrieben wird. Es ist ja wahr: Nirgendwo auf der Welt gibt es so viele Orchester, Chöre, Opernhäuser. Ein außerordentliches Erbe, gegründet auf einer einzigartigen Tradition. Doch der Reichtum ist gefährdet. Die Bonner Aktion machte deutlich: Der Konsens, dass es wichtig ist, musikalische Kultur zu fördern, ein Sinfonieorchester in einer Stadt zu unterhalten, Musik als wesentlichen Teil einer persönlichen und gesellschaftlichen Entwicklung zu begreifen, ist brüchig geworden.

Nun war es immer schon verkehrt, den Unterhalt eines Opernhauses gegen den eines Schwimmbads auszuspielen, die KiTa gegen die Musikschule. Neu scheint jedoch der Furor, der die Gegner der Klassik treibt: Was ihnen nicht gefällt, nicht mehr nur zu ignorieren, sondern am liebsten ganz zu streichen. Zu teuer, zu elitär, zu alt, zu nutzlos. Damit lässt sich heute, den allfälligen Sonntagsreden über die Unverzichtbarkeit von Kultur zum Trotz, sogar Kulturpolitik machen.

Auf Seiten der Akteure des Musikbetriebs verbreitet sich ein leises Unbehagen, das durchaus lauter sein könnte, wenn man einmal im Zusammenhang betrachtet, von welchen Seiten dem traditionsreichen Musikland Deutschland Ungemach droht. Das ABC der Probleme reicht von „Akzeptanz“ bis „Zuwendungen“, von dem schwindenden Glauben an Wert und Nutzen von Musik, die mehr sein will als Klangtapete, bis zu den klammen Haushaltslagen vor allem der Kommunen, die den Großteil dessen zu schultern haben, was in einer Stadt an klassischer Musik stattfindet. Oder eben nicht. An den Schulen fällt der Musikunterricht massenhaft aus. Die hohen Erwartungen in die segensreichen Wirkungen von Maßnahmen zur Musikvermittlung, ein breiteres Publikum zu generieren, werden oft enttäuscht: Erreicht werden meist die bereits Bekehrten oder deren Nachwuchs.

Deutschland, Land der Opernbühnen: Kein anderes Land der Welt hat eine solche Dichte an Musiktheatern vorzuweisen wie die Bundesrepublik. Die Karte zeigt alle Städte, an denen sich mindestens ein Opernhaus befindet. Ein schweres und kostspieliges Erbe für Bund, Länder und Gemeinden. Werden wir dieses Erbe auf Dauer erhalten können? Oder anders gefragt: Wollen wir es überhaupt?

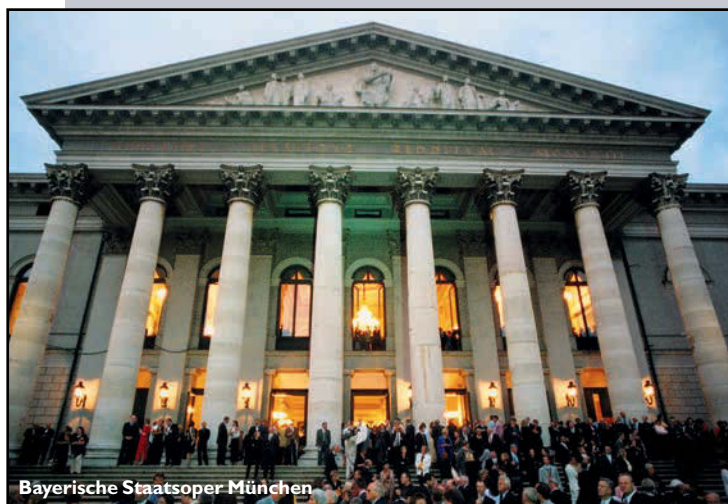


Foto: Wilfried Hös/Bayerische Staatsoper



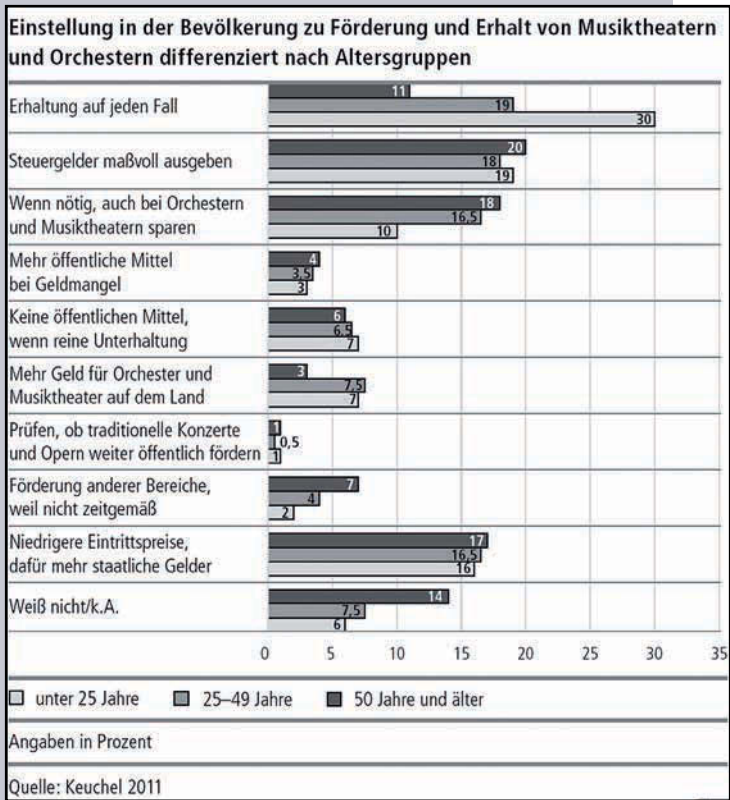
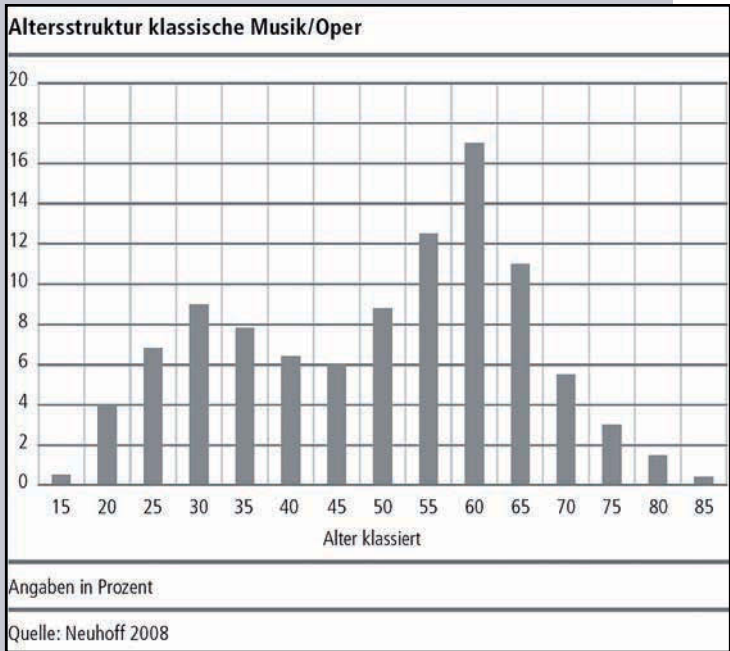
Foto: Erwin Döring/Sächsische Staatsoper



Foto: Kühle/Theater Hagen



Foto: Friederike Lüdde/Theater Rudolstadt



Weil für die klassische Musikkultur zu wenig Publikum nachwächst, weil es meist schon an früher regelmäßiger Begegnung mit Musik in ihrer ganzen Breite und ihrem ganzen Reichtum fehlt, sieht die soziologische Forschung ein baldiges Ende des „generationellen Klassikeffekts“ voraus. Denn immer noch profitieren die Besucherstatistiken der Opern- und Konzertveranstalter davon, dass die Gesellschaft dramatisch älter wird und dass sich ältere Menschen relativ überdurchschnittlich für klassische Musik interessieren, bislang jedenfalls.

Unsere Gesellschaft wird immer älter, und ältere Menschen gehen öfter ins Konzert. Doch dieser Effekt könnte schon bald der Vergangenheit angehören. Und die Wolken am Horizont werden noch düsterer: Auch der Konsens, dass Kultur ein elementares Gut für diese Gesellschaft ist und damit förderungswürdig, bröckelt zusehends. (Abb. 1: Hans Neuhoff: Konzertpublika. Sozialstruktur, Mentalitäten, Geschmacksprofile; www.miz.org) (Abb. 2: Susanne Keuchel: Abwärtstrend gestoppt – Nachwuchsarbeit muss dennoch weiter intensiviert werden. Ergebnisse aus dem 9. KulturBarometer, Bonn 2011)

In wenigen Jahren wird dieser Effekt wohl ziemlich abrupt ans Ende kommen: Denn die späte Liebe zu Bach, Beethoven, Bartók gründet in der Regel auf frühen Erfahrungen, die heute so nicht mehr gemacht werden. Der Bildungsimperativ: Du musst das kennen! gilt nicht mehr, Musik befindet sich in einer medialen Konkurrenz, die durch die digitale Revolution nachgerade explodiert ist. Zwar war nie mehr Musik leichter und billiger verfügbar, doch die Zeitfenster, sich auf etwas einzulassen, das man nicht schon kennt, sind enger geworden, und wer auf immer beschleunigte Überbietungsreize eingestellt ist, wird kaum noch die Geduld aufbringen, dem Roman einer ganzen Mahler-Sinfonie zu folgen oder der komplexen Schönheit einer Violin-Partita von Bach. Wie auch?

Wenn der Markt das zuverlässigste seismographische Instrument ist, um zu ermitteln, was einer Gesellschaft wichtig und wertvoll ist, was weniger, dann muss die klassische Musik traurig ihren ökonomischen Bedeutungsverlust konstatieren: In München, Berlin, Hamburg mag man noch gut sortierte Plattenläden finden, schon in Köln, wo der bislang größte Anbieter seine Klassikregale empfindlich zurückgebaut hat, wird es schwierig.

Man kann es keinem Unternehmen zumuten, auf Dauer unprofitabel zu arbeiten. Deshalb dreht sich die Schraube weiter, ein eingeschränktes Angebot, das kaum noch über die wenigen Stars hinausgeht, mit denen noch Gewinne zu machen sind, wird weniger Interesse für anderes, Neues, wecken. Und womit noch verdient werden kann: der attraktive schnellste Geiger mit dem offenen Hemd, die Weihnachtskompilation – das gibt's auch im Drogeriemarkt. Das Internet wird als Vertrieb wichtiger, hier findet man, was man sucht. Doch darf man dem Plattenladen alter Prägung durchaus eine Träne nachweinen, wo man auch fand, was man nie gesucht hätte. Das World Wide Web, es macht die Welt nicht nur größer, sondern auch kleiner. Und für die großen Download-Stores ist E-Musik bislang ein eher nachlässig bedienter Nischenmarkt.

So sind die Aussichten trübe, der ewig glänzenden Kinderaugen zum Trotz, die die Broschüren zieren, in denen man sich der eigenen guten Taten erfreut, wenn wieder ein Education-Projekt der wachsenden Amusie entgegengesetzt wurde. Weil sich hier schnell Missverständnisse anschließen: Vielfältige, einfallsreiche Musikvermittlung ist bitter nötig. Die Zufriedenheit über das zweifellos Gelungene sollte nur den Blick auf die tatsächlichen Verhältnisse nicht verstellen; Tropfen auf den heißen Stein machen eben zunächst vor allem: Dampf.

Die Frage darf erlaubt sein, ob die Befürworter des Erhalts, der Pflege und Erneuerung der klassischen Musik nicht nur genug für ihre Sache tun, sondern auch, ob sie gut genug argu-

Buch zum Thema

Holger Noltze: Musikland Deutschland? Eine Verteidigung. Musik in der Gesellschaft. Bertelsmann Stiftung, Gütersloh 2012, 100 S., 16 Euro



mentieren. Was nämlich wäre Thomas Steinfeld entgegenzuhalten, der bereits vor Jahren in der „Süddeutschen Zeitung“ die bevorzugende öffentliche Förderung klassischer Musik mit etwa der des Dixieland-Jazz verglich und konstatierte, das Verschwinden einer doch weitgehend überlebten Kunstform müsse durchaus kein Unglück darstellen.

Die Frage, wozu es gut ist, eine weltweit einzigartige Infrastruktur zur Aufführung und Ausbildung, im weitesten Sinne „Pflege“ von 300 bis 400 Jahren Musikgeschichte (und verhältnismäßig wenig Gegenwart) aufrechtzuerhalten, muss erlaubt sein. Doch die Antworten darauf klingen oft merkwürdig defensiv. Der Verweis darauf, dass die klassische Musik als Teil unserer Tradition, des kulturellen Erbes einen wichtigen Aspekt von Bildung ausmacht, mag berechtigt sein. Als Argument für die besondere Förderung von Musik bricht es sich am Achselzucken einer großen Mehrheit, der solche Bildungserlebnisse lange schon gleichgültig sind.

Es ist nicht leicht, dem Zusammenhang zu entgehen, dass Musik nun einmal von ebendenen wertgeschätzt wird, denen ihr Wert ohnehin einleuchtet. Wem nicht, dem erscheint alles Reden der Begeisterten, wie wenn man Blinden von der Farbe spricht. Man kann die schwerelose Schönheit von Mozart nicht beweisen, nur erfahren. Weil das so ist, ergibt sich ein spezifischer Effekt, den man als „Blasenbildung“ bezeichnen könnte: Man bleibt letztlich doch lieber unter sich, wo der Konsens über Wert und Schönheit von klassischer Musik nicht immer neu verhandelt werden muss. Wenn es aber gerade darum geht, einer dafür nicht per se aufgeschlossenen Restwelt zu vermitteln, warum Musik für sie wertvoll sein sollte, ist die Blase ein Problem.

Kann man denn gar nichts beweisen? Die Nachweisbarkeit der Transferwirkungen von Musik ist seit dem etwas voreilig propagierten „Mozart-Effekt“ ein zwischen Psychologie, Musik-, Neuro- und Erziehungswissenschaften offener Diskussionsgegenstand. Man kann sich darauf einigen, dass die Beschäftigung mit Musik positive Wirkungen hat, nicht aber, worin genau diese bestehen und wie weit sie gehen. Ähnliches gilt für die ökonomische Betrachtungsweise, die sich für die Bedeutung etwa von Konzerthäusern als Standortfaktor für urbane Attraktivität interessiert und die wirtschaftlichen Impulse, die davon ausgehen, unter dem Schlagwort „Umwegrentabilität“ verhandelt. Auch hier gilt: Es ist irgendwie da, nur schwer zu beweisen.

Bleibt die ernüchternde Erkenntnis: Für die sich absehbar verschärfenden Auseinandersetzungen über die Förderungswürdigkeit klassischer Musik scheinen deren Verteidiger nicht

gut gerüstet zu sein. In den kommenden Jahren aber wird sich entscheiden, ob die „Kunstmusik“ sich weiter in Nischen zurückziehen wird, ein Fall für Spezialisten oder als Vehikel für die Distinktionsbedürfnisse einer übrig gebliebenen oder auch neuen Bürgerlichkeit. Als Sondervergnügen oder Instrument bürgerlicher Identitätsbildung aber wird der Anspruch auf Subventionierung durch die Allgemeinheit der Steuerzahler kaum auf Dauer durchzusetzen sein.

Das gilt auch für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk: Als im Rundfunkrat des SWR über die künstlerisch unsinnige Zwangsfusionierung der zwei künstlerisch eigenprofilierten Orchester abgestimmt wurde, war das ein Indikator für die herrschenden Kräfteverhältnisse. Kaum mehr als eine Handvoll Gegenstimmen kamen zusammen, die schlechte Presse nahmen die Abwickler gleichmütig zur Kenntnis. Man muss befürchten: Das Ganze war nur ein Test. Kultur ist abschaffbar, und dies war erst der Anfang.

Aus solcher Misere hilft kein kulturkritisches Lamento, auch kein trotzig stures Weitermachen. Vielleicht sollten diejenigen, die einig zumindest darin sind, dass es sinnvoll ist, sich für die musikalische Kultur dieses Landes zu engagieren, zunächst einmal eine Besinnungsanstrengung unternehmen und einmal darüber nachdenken, jenseits der bekannten Denkschablonen, warum und wozu genau denn Musik für eine Gesellschaft gut ist. Nur dann lässt sich argumentieren, warum die steuerzahlende Allgemeinheit einen maßgeblichen Anteil der Kosten dafür übernehmen soll. Zu solcher Klärung gehört auch, genauer zu erfahren, warum so viele Menschen von Musik nicht erreicht werden, aber auch, ihre Transfereffekte, auch wo sie sich nicht zählbar messen lassen, besser kennen zu lernen.

Die Fähigkeit, zuzuhören, sich konzentriert und gelassen mit komplexen Gegenständen zu befassen, wird in der Welt von morgen eine Schlüsselkompetenz sein, sie ist es heute schon. An der Frage, ob wir lernen, mit Fremdem, Neuem, Anderem umzugehen, wird sich viel entscheiden. Musik kann nicht die Welt retten. Sie ist auch kein Allheilmittel. Aber wenn wir sie nicht mehr nur als museales Bildungs- und Traditionsgut betrachten, kann sie gerade da produktiv sein, wo es um Wachstumsperspektiven geht – nicht im ökonomischen, sondern im menschlichen „Kapital“.

Das kluge Wechselspiel von Utopie – der Projektion von Idealen – und konkreter Arbeit: Eben das kann die konzentrierte Einlassung auf Musik ihre Hörer lehren. Das Musikland Deutschland, so reich und so gefährdet, ist es wert, klug verteidigt und neu bedacht zu werden. ■

**Bald wird
sich entscheiden,
ob sich die
Kunstmusik weiter
zurückziehen wird**